Dich und mich die stille, große
Allbelebende Natur
Röschen! unser Schmuck veraltet,
Sturm entblättert dich und mich;
Doch der ew'ge Keim entfaltet
Bald zu neuer Blüte sich.

Uebrigens ist die Kirche an dieser poetischen und sinnvollen Verklärung der Rose nicht unbeteiligt. Sie nahm sie zunächst als Symbol des Leidens und des Todes in ihren Kult auf. Gleichzeitig war sie ein Sinnbild der Verschwiegenheit; daher findet man sie als Wahrzeichen über vielen Beichtstühlen. Endlich wurde sie — und damit begann die Blütezeit der Rose im kirchlichen Kult — in den Marienkult übernommen. Die christliche Legende bringt ja auch die Entstehung der Rose mit Maria in Zusammenhang:

Maria durch den Dornenwald ging,
Der hatte sieben Jahre kein Laub getragen.
Was trug Maria unter dem Herzen?
Ein kleines Kindlein ohne Schmerzen.
Als sie das Kindlein durch den Wald getragen,
Da haben die Dornen Rosen getragen ...

Im Jahre 1571 gründete Papst Pius V. die geweihte Tugendrose, die allerdings aus Gold bestand und am Fürstinnen und tugendhafte Frauen verliehen wurde. In vielen Gegenden Deutschlands und Frankreichs wurden noch bis in die Neuzeit hinein Rosenfeste gefeiert, wobei Tugendpreise ausgeteilt wurden. Oft wurden auch an solchen Rosenfesttagen die Zinsen für Stiftungen verteilt, wie solche eine verw. Freifrau von Eberstein im Jahre 1835 der Stadt Mainz, oder der Hauptmann Cropp im Jahre 1817 den Dörfern Kirchrode und Misburg bei Hannover vermachte. Die Feste der Rosenkönigin in Salency bei Noyon in der Picardie, sowie in Nizza bestehen heute noch und sind weltberühmt.

Der Bernstein und seine Gewinnung

Darüber entnehmen wir der illustrierten Monatsschrift „Die Deutsche Familie" (Tyrolia – Innsbruck):

Unter den Mineralien, die wegen ihrer edlen Eigenschaften geschätzt und entsprechend gewertet werden, nimmt der Bernstein als Halbedelstein eine ganz besondere Stellung ein. Seine eigenartigen Färbungen, die große Widerstandskraft gegen chemische Einflüsse und die hohe Polierfähigkeit bringen es mit sich, daß er in der Drechslerwarenindustrie zu zahlreichen Schmuck- und Gebrauchsgegenständen verarbeitet, sich großer Beliebtheit erfreut.

Der Bernstein war schon in vorgeschichtlicher Zeit und auch später (z. B. in Aegypten, Babylonien usw.) einer der begehrtesten Halbedelsteine. Zur römischen Kaiserzeit schickte Nero Händler nach Ostpreußen, um Bernstein zu holen, wofür zahlreiche dortselbst gefundene römische Münzen den Beweis brachten. Bekannt dürfte ferner sein, daß die Elektrizität ihren Namen vom Bernstein (griechisch „Elektron", lateinisch „Electrum") erhalten hat. Erwärmt man nämlich ein Stückchen Bernstein, so wird er magnetisch, d. h. er zieht Papierschnitzel an.

Der Bernstein ist aus fossilem Harz vorweltlicher Nadelhölzer, und zwar Koniferenarten, entstanden. Letztere bedeckten zur Tertiärzeit da, wo sich heute der südliche Teil der deutschen Ostsee erstreckt, ein ausgedehntes Bergland. Während die Wälder im Laufe von Jahrtausenden verarmten, häufte sich das Harz der versauften Bäume immer an. Als dann in späteren Perioden an Stelle der Waldungen Meere oder die Gletscher der Eiszeit traten, wurden die Massen des Waldbodens mit dem Bernsteinharz fortgeführt und an anderen Stellen als bernsteinführende, tonige Sandschichten abgelagert. Diese Schichte, „Blaue Erde" genannt, sind auf der ganzen Erdkugel nur an einer einzigen Stelle, nämlich bei Palmnicken an der Ostseeküste in der Nähe von Königsberg, hier allerdings in beträchtlicher Ausdehnung, erhalten geblieben. Die „blaue Erde", die den Bernstein enthält, bildet heute den Gegenstand der bergmännischen Gewinnung, die der preußische Staat im Tagebau betreiben läßt.

Die älteste Methode der Bernsteingewinnung, die auch heute noch in Erscheinung tritt, ist das sogenannte „Stechen" und „Schöpfen" des Bernsteins im Meere, wie auch das Auslesen desselben aus den am Strande angeschwemmten Seetangmassen.

In Zahlen ausgedrückt ergibt die bergmännische Gewinnung etwa 90 Prozent und die des Schöpfens und Sammelns nur etwas 10 Prozent der Gesamtproduktion. Die jährlichen Mengen, die auf diese Weise gewonnen werden, belaufen sich auf annähernd 500 000 Kilo Rohbernstein, deren Wert man auf 5 000 000 Mark beziffern kann.

Der rohe Bernstein findet sich, im Bruch muschelig und fettglänzend, zumeist in wachs- und honiggelber Farbe, und zwar in zahlreichen Farbschattierungen wie auch in mannigfachen Formen und Größen vor. Am wertvollsten sind die klar durchsichtigen, goldgelben Stücke. Je größer und gleichmäßiger die Stücke sind, desto höher stehen sie im Preis. Größe und Form sind auch für die Verarbeitung und Verwendung von ausschlaggebender Bedeutung. Die „Fliesen" haben eine flache und ziemlich dicke Form, so daß sie ein gutes Material für Zigarren- und Zigarettenspitzen abgeben. Ebenfalls flach, aber dünner sind die „Platten". Sie dienen zur Herstellung des Flachschmucks, Amuletts-Broschen usw. Die „Rundsorten" bilden das Ausgangsmaterial für den bedeutendsten Zweig der Bernsteinwarenindustrie, für die Perlfabrikation.

Der größte Klumpen Bernstein, den man fand, wiegt sechseinhalb Kilo. Im übrigen ist die „Blaue Erde" nicht so stark mit Bernstein durchsetzt, wie man annehmen sollte. Wie verschiedenartig aber die Bernsteinsorten sind, geht daraus hervor, daß man im Handel 250 Sorten unterscheidet.

Aber nicht alles, was an Bernstein gewonnen wird, ist für die Drechslerwarenindustrie verwendbar. Der weitaus größte Teil ist derartig verunreinigt, daß er zu Schmuck- und Gebrauchsgegenständen nicht verarbeitet werden kann. Diese unreinen Sorten werden nun geschmolzen, und man bereitet aus ihnen die bekannten Bernsteinlacke und das Bernsteinöl, welch letzteres in der chemischen Industrie Verwendung findet. Ganz reine Stücke, die aber so klein und unvorteilhaft geformt sind, daß man sie direkt nicht verwenden kann, werden unter gleichzeitiger Verwendung von Hitze und Druck zu dem sogenannten „Preßbernstein" verpreßt. Diesen stellt man in Platten, Stangen und anderen Formen her, um die verschiedenartigsten Gegenstände daraus zu machen. Sehr beliebte Bernsteinwaren dieser Art sind Stock- und Schirmgriffe, Messerschafte, Dosen, Schalen und andere Zierstücke.

Schon im 12. Jahrhundert entstanden an der Küste der Ostsee die ersten Bernsteindreher-Zünfte, und dieses Handwerk, das unendlich viel Mühe und Geschick erforderte, vererbte sich durchwegs von Generation zu Generation. Die Kunst, alle jene Kunst- und Gebrauchsgegenstände, wie wir sie heute feilgeboten sehen, zu erzeugen, bedarf jahrzehntelanger Erfahrung jedes einzelnen. Königsberg, Danzig und Berlin sind heute Hauptsitz der Bernsteinverarbeiter. Fast die gesamte Produktion liegt in den Händen der staatlichen Bernsteinmanufaktur.

Die Verarbeitung des Bernsteins beginnt mit der Entfernung der Verwitterungsrinde, die sich im Laufe der Jahrtausende an dem Stein gebildet hat. Nachdem der rohe Stein von allen Unreinlichkeiten befreit ist, wird er nach Größe, Form und Farbe sortiert, worauf die Stücke gesägt, gedreht und ihrem Bestimmungszweck entsprechend zugerichtet werden. Nach dem Schleifen der geformten Stücke werden sie auf Hochglanz poliert. Die gewölbten Darstellungen geben einen matten Glanz, der einen überaus feinen und schlichten Eindruck macht, wogegen die klar-durchsichtigen Farben kantig geschliffen und facettiert werden, um sie auf Spiegelwirksamkeit polieren zu können. Halsketten sind die beliebtesten Schmuckstücke, sehr hübsch wirken auch Armschnallen, Ohrgehänge und anderer Kleinschmuck.

Heitere Welt.

Die Wahl.

Es war einmal ein Bauer, der hatte etwas wider seinen Herrn verbrochen. Der Herr ließ ihn vor sich bringen und gab ihm die Wahl zwischen drei Strafen: entweder solle er fünfzig rohe Zwiebeln essen oder sich fünfzig Streiche auf den bloßen Rücken geben lassen oder fünfzig Schillinge zahlen. Der Bauer, der reich, aber geizig war, sprach: „Ich will die Zwiebeln essen." Aber als er drei oder vier gegessen hatte, da mochte er keine mehr essen, sie rochen ihm in der Nase. Er wollte lieber die Streiche leiden. Als er nun drei oder vier Streiche gelitten hatte, da wollte er doch am liebsten das Geld geben, was er denn auch getan hat.

Der gescheite Esel.

Führt einer seinen Esel an den Brunnen zur Tränke. Der Esel trinkt auch, und da er genug hat, will er wieder heim in den Stall. Da sagt sein Herr: „So trink doch noch!" Aber der Esel will nichts davon wissen, sondern möchte in einem fort heim. Da sagte der Mann: „Bei meinem Eid, du bist gescheiter als ich! Hast du genug getrunken, so hörst du auf; wenn ich aber schon genug habe, so fange ich der Gesellen wegen wieder von vorn an."

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 30 Sonntag, den 22. Juli Jahrgang 1928

Sommertag

Die holde Schönheit eines Sommertags
Ruht auf der reichen, sonnenfrohen Welt,
Der Westwind fächelt leichten Flügelschlags
Das körnerschwere, reiche Gardenfeld.

Schneeweiße Wölkchen schimmern hoch im Blau
Des heiter'n Himmels duftig hingehaucht,
Und kühn und wuchtig ist des Waldes Bau
Am Horizont, in gold'nen Glanz getaucht.

Von freier Halde schaut der trunk'ne Blick
Hinab ins Tal, wo träumend hingelehnt
In traut verschwieg'nem stillem Sommerglück
Sich malerisch das schmucke Städtchen dehnt.

Bis zu dem Grunde, wo die Mühle steht
Und von den Hollerbüschen grünumkränzt
Das Wasser schäumend durch die Speichen geht
Und im Versprüh'n wie flüssig Silber glänzt. –

Ein Hochgefühl hebt die befreite Brust,
Die Seele taucht die Schwingen glückbereit,
Der rings erblühten Schönheit vollbewußt,
Hinein in all die Sommerherrlichkeit.

J. M

Fata Morgana

Von E. A. Stein.

Die Aussicht von dem Hotelzimmer war wundervoll. Tief unten strömte in langem, silbernem Bande der Fluß dahin, dahinter stieg das Land, von wildem Abendsonnenschein verklärt, in sanften Hügeln an, und fern am Horizont ragten schneeige Berge glutübergossen in den Himmel auf.

Ruhig lagen die Augen des jungen Mädchens, das am Fenster stand, auf dem Bild. Wochenlang hatte sie es Tag für Tag gesehen, und eine ungeahnte neue Lebenskraft war von diesem Landschaftsbild auf sie eingeströmt. In wesenloser Ferne hatte die große Stadt gelegen, die sie als ihre Heimat bezeichnen mußte, in wesenloser Ferne das Bureau, das ihre Dienste in Anspruch nahm. Sie war eine andere geworden in diesen vier Urlaubswochen. Die selige Jungmädchenzeit war wiedergekehrt mit ihrem Hoffen, ihrem Bangen, ihrem unbewußten Sehnen. Zwar war sie auch jetzt noch nicht alt — sechsundzwanzig Jahre. Aber das Ringen ums Leben, das Kämpfen um den Beruf zerstört Illusionen, macht klar und nüchtern und alt.

Wie unten der Fluß nun aufleuchtete, von einem Sonnenstrahl getroffen, und wie der Sonnenstrahl entlang lief in seinem Bett und helle Glut in ihm entfachte! So war auch in ihr ein glühendes, reiches Leben entfacht worden, und — war es denn wirklich wahr? — als Braut kehrte sie nach Hause zurück.

Vor zwei Tagen war es geschehen. Da hatte sie mit ihm oben auf jenem Hügel gestanden, glühend, atemlos, nach einem Lauf, der sie rechtzeitig hinaufbringen sollte, um noch den Sonnenuntergang zu sehen, und da hatte er sie förmlich in seinen Armen aufgefangen. War es ein Wettlauf um ihre Liebe gewesen? Und sie hatte mit klopfendem Herzen und wogender Brust in seinem Arm gelegen, so müde, ach, so müde, und so selig, sich ausruhen zu dürfen ...

Zwei Tage ... dann war der Brief von ihrem Bureau gekommen. Zwei Kolleginnen plötzlich erkrankt — dringende Bitte, einige Tage früher zu kommen — die fehlenden Urlaubstage würden später gern nachgewährt.

„Ausgeschlossen! Du fährst nicht!" hatte ihr Verlobter erklärt. Sie aber war mit einem Male von einer Unruhe befallen worden, von einem Heimweh fast, ja, Heimweh nach dem kahlen, leeren Bureau mit den großen Aktenschränken und den klappernden Maschinen, jenem Bureau, das sie nicht entbehren konnte, das so dringend nach ihr verlangte, und sie hörte im Geiste die Stimme ihres Chefs: „Fräulein Brehm, wenn Sie nicht da sind, geht's nun einmal nicht. Tun Sie mir den Gefallen, kommen Sie!"

Unten, im Vestibül des Hotels, wartete nun ihr Verlobter ungeduldig darauf, daß sie herunterkam und ihn zur Absendung eines Telegramms ermächtigte: „Unmöglich, abzukommen —" Mit Mühe hatte sie ihn dazu bewogen: die Tatsache ihrer Verlobung in den Entwurf zu dem Telegramm wegzulassen. Wenn er ahnte, daß sie bereits den Koffer hervorgeholt hatte und ihn geöffnet, wenngleich noch ungefüllt, neben sich stehen hatte!

Was war es nur, was sie von hinnen trieb? Daß sie wieder unter einer Zwangsvorstellung handelte und kaum noch einen freien Willen besaß? Diese verführerische Landschaft da unten — ja, wie ein Verführer kam sie ihr vor, der ihr etwas vorspiegelte, was nicht sein konnte. Diese Idylle da unten, der Fluß im Grün, die Hügel, die fernen Schneegebirge — war das Wirklichkeit? War das nicht nur wie ein gemaltes Bild, das herrliche Dinge hervorzaubert, die nicht sind? Wer sich in diese Idylle hinein verlor — Und wie hatte sie sich darein verloren, wie —!

Mit einem Satz sprang Marga auf. Sie trat vor den Spiegel und sah sich an. Oh, das war keine Achtzehnjährige, die sie da erblickte! Diese grauen Augen so klar, dies schlichte Haar so sachlich — und das ganze Antlitz ein solcher Ausdruck des Sich-selbst-besitzens — nur diese leise geöffneten sanften Lippen wußten von heimlichen Sehnsüchten und ungestillten Wünschen zu erzählen ....

Ja wie hatte sie sich drein verloren! Unten wartete auf sie ein Mann — den sie seit drei Wochen kannte — der sie einmal in seine Arme genommen hatte, und den sie liebte? Liebte auch angesichts dieses Briefes, der sie zurückrief, angesichts dieses Koffers, der geöffnet dastand? Und der das Recht für sich beanspruchte, zu telegraphieren, daß sie nicht kam?

Welche Bestürzung dort drüben im Bureau! Welches Mutmaßen, welches Ahnen vielleicht? Welche lächelnden Blicke, welche vielsagenden Bemerkungen! Und dann setzte sich vielleicht eine andere an ihre Stelle, und wenn sie dann kam — ach, die schöne Landschaft mit den Bergen und dem Fluß reiste nicht mit ihr mit, dort war Asphalt und Stein, und Stockwerk reihte sich an Stockwerk.

Und statt all dessen, was sie kannte, einen Unbekannten, dem sie angehören mußte, der seine Rechte an sie geltend machen konnte, zeitlebens —

Nein! Sie öffnete die Tür und trat hinaus in den Flur. Nur eine Treppe, dann war sie unten. Doch sie ließ den Fahrstuhl kommen.

Im Vestibül saß ihr Verlobter an einem kleinen Tisch und trommelte nervös mit den Fingern auf der Platte und hielt ein Papier in der Hand. Er sprang auf, als er sie erblickte, und in seine Augen kam ein Leuchten, während er mit seinem Blick ihre ebenmäßige schlanke Gestalt umfing.

„Endlich! Marga!" Er faßte ihre Hand und wollte sie festhalten. Sie zog sie zurück.

„Es tut mir leid —"

Eine erschreckende Frage trat in sein Gesicht.

„Ich muß fahren."

Er trat einen Schritt zurück. „Wie, Du willst —?"

„Ja, ich muß. Und — ich habe Dir noch etwas zu sagen."

Sie sprach zögernd und in Verlegenheit.

„Ich glaube, es war ein Irrtum, wenn ich —" Sie stockte.

Er fragte kalt: „Was war ein Irrtum?"

„Ach bitte, erspare es mir doch. Wir kennen uns ja erst so kurze Zeit. Wir werden es verwinden —"

Er blieb stumm. Sie blickte zu ihm auf. Und sie erschrak. Denn was sie sah, war ein Antlitz, so bitter und so leidvoll, so erloschen — nur die Lippen bebten darin ...

Es trieb sie hinweg. Entweder verfiel sie diesem Antlitz, so fühlte sie, oder sie würde es hassen, hassen Zeit ihres Lebens ...

„Lebewohl!" flüsterte sie und eilte hinweg.

In aller Hast packte sie ihren Koffer. Noch am gleichen Tage reiste sie.

Am nächsten Tage erschien sie im Bureau jubelnd begrüßt und herzlich empfangen.

Sie tat ihren Dienst. Abends aber, als sie nach Hause kam, eilte sie in ihr Zimmer, schloß sich ein und weinte herzzerbre-

hend die ganze Nacht. Sie wußte: wie eine Fata Morgana hatte sich das Glück ihr gezeigt mit grünen Tälern, sanften Hügeln, fernen Bergen — sie aber hatte ihm nicht getraut, und nun würde sie ihm nachtrauern ihr Leben lang ...

Das große Heimweh

„Wer's niemals gefühlt, kann's auch niemals verstehn." Aber es gibt wenige Menschen, die nicht irgendeinmal davon gepackt worden sind. Auch wer nie den Kirchturm seiner Heimat aus dem Gesichte verloren hat, trägt es in sich dieses Weh, und aus den fernsten Zeiten sind uns erschütternde herum, in der einen oder andern Form. Alle Völker kennen Ausbrüche solchen Seelenschmerzes überliefert. In seiner stärksten und mächtigsten Aeußerung, als Heimweh nach dem verlorenen Paradiese, geht es auf die Uranfänge der menschlichen Herzensgeschichte zurück.

Der Künstler Anselm Feuerbach hat ein Bild gemalt: „Das Heimweh der Iphigenie". In ihrer schönsten Jugend, da das Herz so sehr nach der warmen Nähe der Eltern und Geschwister schmachtet, ist sie von Hause weg in ein fremdes Land entführt worden. Nun sitzt sie an den Gestaden des fernen, rauhen, ungastlichen Tauris und friert nach der heißen, herrlichen Mittelmeersonne Griechenlands. Einsam sinnend, wie die Verkörperung einer namenlosen Sehnsucht, schweifen ihre Augen über das weite Meer, dessen eintönige Brandung ihre Schwermut noch vergrößert. Ihre Blicke bohren sich in den nebeltrüben Horizont, wo die Wolken und Wasser ineinanderfließen. Der Dichter Goethe läßt dieselbe Iphigenie in ihrem Heimweh also klagen:

„... Ach, mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer steh ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber!
Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück von seinen Lippen weg.
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden aneinanderknüpften."

Das ist das Heimweh in seiner ursprünglichsten und häufigsten Gestalt, als Schmerz über die Trennung von den Lieben daheim, mit denen man auf- und in Lust und Liebe zusammengewachsen ist. Dieses Heimweh weint Tag und Nacht aus hunderttausend Augen in die Welt. In unzähligen Mansardenstübchen der Großstadt sitzen heimwehkranke Landkinder und schluchzen in sich hinein nach Vater und Mutter und Elternhaus, und ihre naturfrischen Wangen, mit denen sie zukunftsfroh dem Glücke entgegenzogen, werden blaß und blässer. Und manches Bündel, das bei der Ankunft in der Fremde unter Scherz und Lachen aufgeknüpft wurde, wird unter Tränen wieder zusammengeschnürt und nach Hause getragen, ehe das letzte Stück Mutterbrot darin trocken geworden ist. Der und jener kecke Bursche ist vor Heimweh zum stillen Träumer geworden oder mit seinem wehwunden Herzen wieder über Berg und Tal gewandert, die Heimat zu suchen. In Millionen Briefen geht das Heimweh täglich über die Erde, bald still verschämt, bald stürmisch klagend; hier leise trauernd, dort verzweifelt weinend.

Im Heimweh steckt zuallermeist eine tiefe Sehnsucht nach der Heimat, nach dem Stückchen Erde, das einem in den empfänglichen Jahren der Kindheit und Jugend die „Welt" bedeutete. Man hat diese kleine Welt mit seinem ganzen Herzen umschlossen und in sich aufgenommen. Jeder Winkel davon ist verklärt von kinderseligen Erinnerungen: das eigene Haus, dessen Traulichkeit man nie mehr vergessen kann, der Hofraum mit seinen für eine Kinderphantasie überreichen Schätzen, die nächste Häusergruppe mit dem allabendlichen Spielplatz, die Kirche, die in unsern Augen unbedingt schöner war als die gewaltige Peterskirche zu Rom, die Schule mit ihren bittersüßen Erlebnissen, das Wäldchen vor dem Dorfe mit seinen gruseligen, entzückenden Heimlichkeiten, der Bach, in dem man so unbekümmert mit den nackten Kinderfüßen herumgepatscht ist. Es mag einer viele tausend Meilen weit von der Heimat fortgewandert sein und sich in der Fremde ein besseres, schöneres Heim gegründet haben: in den tiefsten Stunden ist er dort doch nicht daheim, da schweifen ihm noch nach Jahr und Tag die Gedanken über Meer und Berge zur Heimat, zu dem Fleckchen Erde, wo seines Lebens und seines innersten Glückes Wiege stand. Mag ihn auch das fremde Land mit allen Freuden dieser Welt umschmeicheln und mit allen Genüssen sättigen:

„Immer in die Melodien
Schleicht der eine Klang sich ein:
Nach der Heimat möcht' ich ziehen,
In das Land voll Sonnenschein!"

Auch dieses Heimweh ist so alt wie die Menschenbrust. In einem wundervollen Lied, wie die Weltliteratur kein zweites kennt, schildert Psalm 136 das Heimweh der in die Gefangenschaft geschleppten Juden nach dem heiligen Lande der Väter und der unvergeßlichen Gottesstadt Jerusalem:

„An den Flüssen Babylons saßen wir und weinten,
Wenn wir Sions gedachten.
An den Weiden dort hängten wir unsere Harfen auf,
Denn die uns in Gefangenschaft geführt,
Verlangten dort von uns Gesang,
Und die uns weggeschleppt, ein Jubellied:
Singt uns eines von den Sionsliedern!
Wie könnten wir ein Lied des Herrn in fremdem Lande
Wenn ich dich vergesse, o Jerusalem, [singen?
Dann möge meine Rechte der Vergessenheit verfallen!
Es klebe meine Zunge mir am Gaumen,
Wenn deiner ich nicht mehr gedenke,
Wenn ich Jerusalem nicht achte als meiner Freuden [höchste!"

Das Heimweh tritt oft im Alter am stärksten auf und äußert sich in dem letzten Wunsche, in der Heimat begraben zu sein. So wünschte es schon der Patriarch Jakob, der, 130 Jahre alt, das Land seiner Väter verließ und nach Aegypten zog, um seinen Sohn Joseph noch einmal zu sehen. Als es mit ihm zum Sterben kam, sprach er zu Joseph: „Wenn du mich lieb hast, so lege deine Hand unter meine Hüfte und erweise mir noch die eine Liebe und Treue: Begrabe mich nicht in Aegypten! Wenn ich mich zu meinen Vätern legen werde, so laß mich aus Aegypten fortbringen und an ihrer Begräbnisstätte beisetzen!" Da antwortete Joseph: „Ich werde deinen Wunsch erfüllen." Er sprach: „So schwöre mir!" Da schwur er ihm. Und als Jakob gestorben war, ließ Joseph die Leiche seines Vaters einbalsamieren und nach Kanaan überführen, wohin er sich aus dem fremden Lande sterbend gesehnt hatte.

Es sind ägyptische Soldatenbriefe auf Papyrus aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. erhalten, Dokumente des ewigen Heimwehs, das durch alle Generationen geht. Da schreibt einer aus der römischen Hafenstadt Misenum, wo er in Garnison liegt, an Vater und Schwester im kleinen ägyptischen Dörfchen, das seine Heimat ist: er möchte ihnen die Hände drücken und wissen, wie es ihnen geht. Ein anderer fragt in seinem Briefe nach Weib und Kind, die er so lange nicht mehr gesehen hat. Das ist dasselbe Heimweh, das in den Weltkriegsjahren durch die Schützengräben schlich und den und jenen versponnen und schweigsam und traurig machte. Der junge Schweizer, dessen Trauer zu Straßburg auf der Schanz begann, den das Alphorn seiner Heimatberge so übermächtig heimwärtslockte, daß er des Fahneneides vergaß, hat viele Leidensgenossen.

Das Heimweh ist eines jener Leiden, die wir nicht aus der Welt verbannen möchten, weil sie immer wieder das Beste und Tiefste in den Menschen wecken. Dieses Weh hat schon Tausende aus dem Strudel der Welt heimzerettet. Es ist der leise Unterton aller Heimats- und Vaterlandsliebe.

„Und der's der kleinen Schwalbe sagt:
Es blüht daheim der Flieder,
Gab uns ein Ahnen unverzagt:
Wir haben bald uns wieder!"

Weil Heimat, wie Paul Keller einmal sagt, in letzter Linie nicht Raum, nicht Freundschaft, nicht Liebe ist, sondern Friede, so wird das Heimweh der Menschenseele nicht anders gestellt als durch die Heimkehr zum Lande des ewigen Friedens. So schreibt ja auch Augustinus, der große Kenner des Menschenherzens: „Du hast uns, o Gott, für dich erschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es ruht in dir."

Mütterglück.

Ich hab' eine Wiege voll Sonnenschein:
Ein herziges, süßes Kindlein ist mein!
Tobt draußen auch Sturm und Wetterschlag,
In unserem Heim ist stets sonn'ger Tag,
Hell leuchtet die trübste und schwärzeste Nacht,
Wenn unser Kindlein so goldig lacht.
O, möge Gott immer mit dir sein,
Du mein Glück, meine Wiege voll Sonnenschein!

• Aus: Alfons Heilmann Stunden der Stille. Herder u. Co. GmbH., Freiburg i. Br.

Der die Madonna erschlug

Von Heinz Liepmann.

Venedig, die Stadt der tausend süßen Mysterien, liegt auf einhundertsiebzehn Inseln im Meer an der Küste der Lombardei. Weit draußen aber, fern von der Stadt, wo nur noch bei klarem Wetter der Turm der Markuskirche aus den Wassern wie ein Punkt hervorragend zu erblicken ist, steht auf vier Holzpfählen, die festgerammt sind für alle Zeiten, eine Kapelle im Meer.

Ringsum rollen still und unaufhaltsam wie die Ewigkeit grüne und silberfarbene Wellen der Adria im Kreis bis in unergründliche Fernen. Auf vier Pfählen ruht hier die hölzerne Hütte mit dem Kreuz u. der Madonna mit dem Kinde. Seltsame Sagen raunen sich die Fischer in dunklen Nächten auf den Wassern zu von dieser Madonna mit dem Kinde, schauerliche Mär von unbegreiflichen Wundern, die hier geschehen.

— — —

Der Lombardeser Gondoliere Luigi Sinelli, ein herkulisch gebauter junger Mann, trat in die Schänke San Augustino. Ein Bursche wie ein Baum und ein wildes und schönes Gesicht; schwarze Haare, schwarze Augen, das rotseidene Halstuch und die blaue Mütze keck übergeworfen.

„Hallo," schrien ihm die Burschen von den drei Tischen der niedrigen Kellertaverne entgegen, „Luigi Sinelli, setz dich her zu uns. Jetzt wird's lustig!"

Nun erst da der Koloß schwer und schweigend neben ihnen Platz genommen hatte, sahen sie, plötzlich verstummend, sein sonst stets fröhliches Gesicht. Es war starr wie ein Wachskopf im Laden des Barbiers Niente, und es war bleich, ganz bleich wie dieses.

„Burschen", sagte er und machte eine Pause zwischen jedem Wort, die keiner durch einen Atemzug zu stören wagte, „ich komme von der kleinen Piatessa, meiner kleinen Piatessa. Seht diese Hände", er hob, es sah aus, als hebe er den Leib einer Erschlagenen, seine gekrümmten Hände vor sich auf, „mit diesen habe ich eben den Hals der kleinen Piatessa gehalten, ob sie auch schrie und ihre kleinen Knie zitterten, bis sie still war. — Sie betrog mich!"

Die Burschen schrien auf, sprangen entsetzt von ihren Stühlen, starrten auf den regungslos auf seine gekrümmten Hände Glotzenden, die Stühle polterten und die Gläser klirrten.

Da ermannte sich Petro, der Wirt. Er griff den Luigi bei seiner Schulter und schrie: „Wo willst du hin? Du mußt fort! Schnell, gleich, sofort! Die Polizei arbeitet rasch!" Er wandte sich an die Burschen: „Burschen, wohin mit ihm? Ans Festland kann er nicht, dort läuft der Telegraph seinem elenden Schneckentempo wie ein Blitz hinterdrein. In Venedig bleiben ist ebenfalls unmöglich. Es kennt den Luigi Sinelli jedes Kind, ah! Nehmt ihn aufs Meer, in die Kapelle, dorthin kommt nur selten ein Fischer, und der verrät ihn nicht. Dort bleibe er bis morgen, dann fahrt ihn auf euren Schiffen ins Ausland an die andere Küste!"

Die Burschen berieten, während Luigi unbeweglich schwieg. Dann nahmen ihn zwei an den Armen und zogen ihn fort wie einen Berauschten.

Die Zurückbleibenden setzten sich einer nach dem andern wieder hin. Langsam kam ein trübes Gespräch in Gang. Aber plötzlich schwiegen sie wieder alle, und nur der kleine, schüchterne Cicerone aus dem Rialto sagte zweimal ganz leise: „Arme, kleine Piatessa, arme, kleine Piatessa!"

— — —

Vergessen war alles, die Tat, das Meer, die Einsamkeit, dunkel krochen nur im Hirn Luigi Sinellis die alten, schauerlichen Geschichten von dieser Madonna herum. Aber, bei allen Heiligen, er schrie auf: Sie blickt mich an!

Wie ein scheues Tier hastete er an der Wand der Hütte entlang zur anderen Ecke, immer Aug' in Aug' mit der weißen Madonna, zur anderen Ecke und zur dritten, und die Augen der Madonna folgten ihm im Kreise, — Augen —

Nun stand er im Rücken der Statue, die Augen mußten jetzt verschwinden, da drehte sich die Madonna ohne eine merkliche Bewegung auf ihrem Platze herum, dunkel fühlte er, wie das Meer peitschte und gegen die Hütte schlug, die Nacht brach schwarz und düster eine Mauer um die Kapelle, gelbe Sterne sprangen in ein silbernes Meer, und in der Kapelle leuchte ein Mann und stand immer noch Aug' in Aug' mit der Madonna, mit der glänzenden, weißen, reinen Madonna mit dem Kinde.

Als er sich aber an den dunklen Wänden der Hütte herumgetastet hatte bis zu der Ecke, wo er anfangs gekauert saß, und die Augen ihm gefolgt waren bis hier zurück, da sprang er ohne Besinnung, wie ein wildes Tier, gegen die Reine, er schlug der weißen Madonna mit dem Kinde mit seiner Faust in das milde Gesicht, und die Madonna wankte: er wich mit bebenden Lippen, plötzlich das Grauenhafte seiner Tat ahnend zurück, die Madonna schwankte, die Madonna fiel, dumpf polterte es auf das Fenster, ein letztes Mal sah er die Augen, die zu weinen schienen, und dann stürzte die weiße Madonna mit dem Kinde in das dumpf heulende Meer.

— — —

Als die Fischer am andern Morgen Luigi Sinelli holen wollten, um ihn in das Ausland zu fahren, fanden sie ihn: er kauerte gekrümmt in einer Ecke, er hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen, die Kapelle war leer und voller Sonne, und Luigi Sinelli hatte schneeweiße Haare und war tot.

Es blühen die Rosen

Von Albert Schweitzer.

Wohl keine Blume zieht durch die Kulturgeschichte der Völker ein so farbenfrohes, duftiges Band wie die Rose, die „Königin der Blumen", — obwohl auch sie zuweilen die Launen der allmächtigen Frau Mode zu spüren bekam und anderen Kindern Floras in der Gunst der Menschen weichen mußte. Wer zählt und kennt all die Sagen, die sich mit ihrem Ursprung befassen? Nach der bekannten antiken Sage soll die Rose aus einem Schaumtröpfchen herrühren, das in dem Augenblick, als Venus Aphrodite sich den Meereswellen entwand, am Ufer zur Erde fiel. Der persische Dichter Firdusi berichtet, daß sie aus einem Schweißtropfen des Propheten Mohammed entstanden sei, den dieser beim Durchschreiten des Paradieses von seiner Stirne wischte, als er sich plötzlich dem Ewigen gegenüber sah. Laut einer anderen Sage soll der Rosenstrauch aus der Reue der Artemis und den Tränen des Eros entstanden sein. Eine indische Sage berichtet, der Gott der Götter, Wischnu habe eine seiner Frauen Pagoda, in einem Rosenkelche gefunden. Eine orientalische Sage erzählt folgendes: Zwischen der Stadt Bethlehem und der Kirche auf dem blühenden Gefilde Floridus sollte einst ein zu Unrecht der Unkeuschheit geziehenes Mädchen von ammutigster Schönheit zur Strafe lebendig verbrannt werden. Als der Scheiterhaufen bereits brannte, bat sie in inbrünstigem Gebet den Herrn, ihr zu helfen und ihre Unschuld zu offenbaren. Furchtlos bestieg sie den brennenden Scheiterhaufen, und sofort erlosch das Feuer, und die glühenden Hölzer wurden zu Rosensträuchern, über und über mit leuchtenden, flammenden Rosen überschüttet ...

Die erste wirkliche Kunde über die Rosen vermitteln uns die bereits 7000 Jahre alten Tschudengräber. Auf einigen Silbermünzen, die man neben anderen Schmucksachen und Geräten fand, befindet sich das Gepräge einer Rose. Einige hundert Jahre später trank man in China und seltsamer weise auch in Griechenland einen Tee aus gelblichen Rosenblättern. In Aegypten waren zu den Zeiten der Pharaonen die Rosen noch unbekannt: denn weder Skulpturen noch Papyrusrollen geben Kunde davon. Erst etwa 600 vor Chr., als Griechenland mit Aegypten in rege Handelsbeziehungen trat, kam die Rose auch in das Land der Pyramiden.

Im ganzen Altertum trieb man Rosenkultur, sie war die Blume der Schönheit und der Sinnenfreude. Herodot berichtet von sechzigblätterigen Rosen, die in den Gärten des König Midas standen, und Theophrastos schrieb bereits im Zeitalter Alexanders des Großen eine Arbeit über „Rosen und ihre Behandlung". Die vornehme römische Gesellschaft trieb während der späteren Kaiserzeit einen ungeheuren Luxus mit Rosen. Nero ließ bei einem Gastmahl für 600 000 Goldmark Rosen aus Alexandrien kommen, und der römische Kaiser Heliogabel ließ bei einer gleichen Feier durch eine geschickte Vorrichtung eine solche Menge Rosen von der Decke regnen, daß ein Teil seiner Gäste, die sich nicht schnell genug durch die Flucht retten konnten, darunter erstickten.

In der germanischen Mythologie spielt die Rose eine bedeutsame Rolle. Loki zwingt die Erde zum Rosenlachen und zaubert so den Frühling ins Land. Dort, wo die heiligen Haine standen, gedeiht die Heckenrose am besten, gefürchtet von Hexen und Werwölfen, aber auch den jungen Mädchen gefährlich, die sie verstricken oder zu Rosenprinzessinnen verwandeln. Um die Dome von Hildesheim, Lübeck und Breslau spinnen sich Sagen, deren Mittelpunkt die Rose ist. Den Domherrn galt die Rose als Sinnbild des Todes; wie auch den alten Germanen die Rose die Blume des Todes war. Schlachtfelder und Grabstätten hießen Rosengärten, bei Leichenverbrennungen verwandte man Rosenholz.

In der Poesie ist die Rose unbestrittene Königin der Kinder Floras. Welche Verwüstung würde in der lyrischen Poesie entstehen, wollte man daraus alle Gedichte, die die Rose als Verkörperung der Liebe und der Schönheit feiern, entfernen! Wie viele Edelsteine köstlicher Art bietet nicht allein die Volkspoesie! Wem wäre nicht Goethes „Heidenröslein bekannt, und welche Inbrunst und Weisheit liegt nicht in dem herrlichen Gedicht von Hölderlin:

Ewig trägt im Mutterschoße,
Süße Königin der Flur,